Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935
1914

18 (18.1.1914) 2. Blatt

Visual Library

Nr. 18
2. Blatt.

Badischer Beobachter

Sonntag
18. Jan. 1914.

Die preußischen Konservativen und der Reichskanzler.

Gedanken eines christlich organisierten Arbeiters.

(Wir geben die folgenden Ausführungen, mit denen wir zwar nicht bezüglich aller Einzelheiten einverstanden sind, wegen ihrer symptomatischen Bedeutung wieder. D. R.)

Im preußischen Landtag (wie auch im Herrenhaus D. R.) spielte sich in den letzten Tagen ein interessantes Rededuell zwischen den Sprechern der Konservativen Partei, den Herren von Winkler und Heydebrand von der Laasa einerseits und dem Reichskanzler anderseits ab. In forscher Weise, wie die Herren nun einmal sind — übrigens eine ihrer schönsten Eigenschaften — griffen sie den Reichskanzler herzhaft an. Besieht man sich ihre Angelegenheiten, deretwegen sie den Reichskanzler so nachhaltig angreifen, näher an, so findet man, daß es Sachen sind, die nicht vor das Forum des preußischen Dreiklassenhauses, sondern vor den Reichstag gehören. Da die Konservativen aber im Reichstage zur Zeit keinen besonders großen Einfluß haben, so verlegten sie das Kampffeld in das preußische Abgeordnetenhaus, allwo sie zur Zeit die Herrschenden und Tonangebenden sind. Und warum sind die Konservativen auf den Reichskanzler so wild geworden? Besieht man sich die Reden der Herren v. Winkler und v. Heydebrand näher an, dann sind es zwei Dinge, deretwegen sie den Reichskanzler so herzhaft hassen, die Verfassung für Elsaß-Lothringen und die letzten vom Reichstage beschlossenen Besitzsteuern. Aus Herrn v. Heydebrands Rede kann man sehr wohl entnehmen, daß sie ihn wegen der Besitzsteuern noch mehr anpacken, wie wegen der elsaß-lothringischen Verfassung. Ein schöner Zug ist das gerade nicht. Steuerzahlen war noch nie eine angenehme Sache, aber die konservativen Herren jenseits der Elbe sollten es sich doch nicht gar zu sehr anmerken lassen, daß sie das Steuerzahlen gar so sehr hassen, sintemalen sie stets die lautesten Rufer sind, wenn es gilt, den — anderen die Notwendigkeit nationaler Verpflichtungen darzulegen. Ich gestehe offen, daß ich mich in letzter Zeit öfters verdacht sah, meine Meinung über die preußischen Konservativen, infolge ihres Verhaltens zu wichtigen aktuellen Fragen der Tagespolitik einer Revision zu unterziehen. Sie scheinen, den an sich in wirtschaftlichen Dingen verständlichen gesunden Egoismus manchmal etwas zu weit zu treiben.

Durch Einführung einer Verfassung in Elsaß-Lothringen soll der Reichskanzler die Interessen des Deutschen Reiches verletzt haben. Nun sind wohl vier Fünftel des deutschen Volkes der Meinung, daß gerade das Gegenteil der Fall ist. Und wer sich schon längere Zeit in Elsaß-Lothringen aufgehalten hat — Schreiber dieses war zwei Jahre dort — der weiß, daß gerade der oft überschneidige preußische Beamtengeist eines einzigen Beamten oft mehr kaput schlägt, als Dutzende von wirklich pflichteifrigen Beamten gut gemacht haben. Das Schuldkonto des „schneidigen preußischen Geistes" in Elsaß-Lothringen ist außerordentlich groß. Es wäre einmal an der Zeit, daß andere Regierungsmaximen angewendet würden. Und weil ich der Meinung bin, daß die elsaß-lothringische Verfassung, an deren Zustandekommen dem Reichskanzler ein großer Teil zugute kommt, eine Wendung zum Besseren sein soll, so verdient er meines Erachtens den Dank aller ruhig denkenden Deutschen. Den Nationalisten à la Wetterle, Preiß und Konsorten darf selbstverständlich auch um kein Jota nachgegeben werden. Da die französelnden Nationalisten aber doch nur einen kleinen Teil des Volkes hinter sich haben, so sehe ich nicht ein, warum man die Masse des elsaß-lothringischen Volkes für die Fehler einiger nationalistischer Heißsporen büßen lassen soll. Ich habe schon gehört, ob es richtig ist, weiß ich nicht, die preußischen Konservativen würden nicht die elsaß-lothringische Verfassung an und für sich, sondern nur das in der Verfassung niedergelegte allgemeine Wahlrecht so sehr hassen. Möglich wär dies schon.

Nun zu den Besitzsteuern. Die Reichsfinanzreform von 1909 brachte zweifellos eine ansehnliche Belastung der unteren Volksschichten. So wie die Dinge im Reichstag lagen, war es bei der im Interesse des Reichs unumgänglichen Notwendigkeit neuer Steuern nicht zu verhindern, daß auch wenig erfreuliche Steuerprojekte ausgeführt wurden. Wie das im Einzelnen kam, braucht heute weiter nicht ausgeführt zu werden. Die christlich-nationale Arbeiterschaft nahm, wenn auch ächzend, die notwendig gewordene Last auf die Schultern, die trotz ihrer Schwere nicht so schwer war, wie die Reichsfinanzreformhetzer es dem Volk vormachten. Die konservativen Versammlungsredner haben damals in beredten Worten von den hohen Pflichten jedes Deutschen gegen sein Vaterland gesprochen. Mir haben ihre Gedankengänge im allgemeinen ganz gut gefallen, weil ich es als selbstverständlich hinnahm, daß die Herren im Falle der Not zu den äußersten Opfern für das Vaterland bereit sein würden. In dem Punkte habe ich mich nun allerdings anscheinend getäuscht. Was sich seit der Einbringung der Wehrvorlage und der hierzu nötigen Steuern bis zu den Debatten der letzten Tage im preußischen Dreiklassenhaus alles abgespielt hat, ist nicht dazu angetan, den Respekt vor der Opferwilligkeit der preußischen Konservativen sonderlich zu stärken. Zwar hat Herr von Heydebrand seinerzeit im Reichstage erklärt, daß die Konservativen zu den größten Opfern an Gut und Blut bereit seien, als es aber daran ging, da wollten die Herren doch nicht mitmachen wenigstens nicht so, wie es allein parlamentarisch möglich war. Und weil nun der Reichskanzler der Meinung war, daß die zur Deckung der Wehrvorlagen notwendigen Mittel von den besitzenden Kreisen aufgebracht werden müssen, und weil nicht nur die Besitzer industrieller und kaufmännischer Unternehmungen gefaßt werden müssen, sondern auch die groß-agrarischen Kreise, darum machen die Konservativen Vorstöße gegen ihn. Herr von Heydebrand hat in seiner Landtagsrede, zu den Sozialdemokraten gewendet, gesagt: „Aber Sie müssen doch sagen, daß es Situationen gibt, wo der Besitz überhaupt nicht mehr weiter kann. Die Stunde kann kommen, wo es besser wäre, Sie machten mit der Revolution ernst." Dieser Satz hat verteufelt viel Aehnlichkeit mit dem geflügelten Wort: „Und der König absolut, wenn er unseren Willen tut." Was würden die Konservativen sagen, wenn die christlich-organisierte Arbeiterschaft ähnliche Gedanken aussprechen würde? Man würde sie nicht mehr als Klassenkämpfer bezeichnen. — Die „Kreuzzeitung" nannte den dritten deutschen Arbeiterkongreß, Kongreß der Klassenkämpfer, — nein, man würde sie als verkappte Revolutionäre bezeichnen.

Was die Konservativen in Preußen zur Zeit machen, ist Ministerstürzerei. Das werden die Herren zwar von sich weisen, es ist aber trotzdem so. Nun haben wir keine Veranlassung, uns als Verteidiger des Reichskanzlers aufzuspielen. Er wird wohl allein mit den Herrschaften fertig werden. Was mich aber veranlaßte, vorstehendes zu schreiben, das ist der Umstand, daß Herr von Bethmann den Mut hatte, den Konservativen noch in einer anderen Sache die Stirne zu bieten. Er hat es im Reichstage abgelehnt, die von den Konservativen gegen die Arbeiterschaft beantragten Ausnahmegesetze zu verteidigen. Er will kein Ausnahmegesetz gegen die Millionen deutscher Arbeiter, und auch das nehmen ihm die Herren von der Partei sehr übel. Der geschäftige Eifer, mit dem diese Herren in „Arbeitswilligenschutz" machen, dürfte wohl auf die in den letzten vier Jahren entstandene Landarbeiterorganisation zurückzuführen sein. Sie fürchten wohl, unter dem Druck einer starken Landarbeiterorganisation ihren Arbeitern höhere Löhne bezahlen zu müssen und darum rufen sie nach Ausnahmegesetzen. Bethmann lehnt dies ab, und darum ihr Rufen nach dem starken Mann. Zabern kommt ihnen da, wie gerufen. Sie verstehen es geschickt, nationale Interessen in den Vordergrund zu schieben und unter Berufung auf dieselben nach einem starken Mann, d. h. nach einem anderen Reichskanzler zu rufen. Wird sich der Kaiser den Wünschen der Agrarier jenseits der Elbe wohl fügen? Nun die Zukunft wird es zeigen. Der Kaiser ernennt den Mann seines Vertrauens zum Reichskanzler, es ist das sein verfassungsmäßiges Recht, in das ihm niemand hineinzureden hat. Und daß nun die Konservativen, die sich mit Vorliebe als die Triarier Seiner Majestät bezeichnen, wie schon früher auch jetzt wieder in offener Fronde gegen den vom Kaiser ernannten Reichskanzler stehen, entbehrt nicht eines gewissen Reizes. Konservativ ist so etwas nicht.

Die Konservativen in Preußen treiben m. E. zur Zeit ein gefährliches Spiel. Der konservative Staatsgedanke kann durch nichts so sehr kompromittiert werden, als durch die Art und Weise, wie die Konservativen seit den letzten Besitzsteuergesetzen in Politik machen. Wenn in den besitzenden Kreisen durch Wehrbeitrag und Besitzsteuern eine merkliche Abkühlung gegen die Forderungen der nie satt werdenden alldeutschen Hetzer Platz greift, dann ist das eine Erscheinung, die freudig zu begrüßen ist. Das gefällt auch der Arbeiterschaft, denn dann werden auch wir mit neuen Steuern verschont bleiben. Insofern verdient der Reichskanzler auch den Dank der Arbeiterklasse, daß er durch Festhalten an Besitzsteuern den Bewilligungseifer gewisser Kreise sehr gedämpft hat. Möge er, falls er sich gegenüber dem konservativen Ansturm zu halten vermag, auch in Zukunft so handeln. Dann treibt er wahre nationale Politik, die ihm das deutsche Volk, wenn auch nicht jetzt, so doch später danken wird

Gerichtssaal.

E. **Karlsruhe**, 16. Jan. (Strafkammer IV. Der Unterlehrer Franz Gustav Grieshammer von hier wurde freigesprochen; er stand unter der Anklage der Körperverletzung im Amt vor der Strafkammer.

Der Taglöhner Karl Wilhelm Goldschmidt von Durlach hantierte in der Küche seiner Wohnung am 15. November v. J. mit einem scharf geladenen Terzerol. Plötzlich ging ein Schuß los und traf seine Frau in den Unterleib. Der Schuß verursachte eine Darmverletzung, der die Frau einige Tage darauf im Karlsruher Krankenhaus erlag. Goldschmidt wurde von der Strafkammer wegen fahrlässiger Tötung zu 6 Monaten Gefängnis, abzüglich 8 Wochen Untersuchungshaft verurteilt.

*

× **Mannheim**, 16. Jan. Vor dem Schwurgericht hatte sich die 20jährige Elise Ullmer von Mannheim wegen Raubs und Raubversuchs zu verantworten. Die Angeklagte hatte in einem Fall einer Frau einen Geldbetrag entrissen, in einem andern Fall eine Frau in einem Hause überfallen und ihr die Handtasche zu entreißen versucht. Die Angeklagte wurde zu 2 Jahren Gefängnis verurteilt.

× **Karlsruhe**, 16. Jan. Das Schwurgericht verurteilte den 29jährigen Küfer und Landwirt A. Braun von Frickingen wegen Brandstiftung zu 2 Jahren Zuchthaus und 3 Jahren Ehrverlust.

*

Der Prozeß gegen den Giftmörder Hopf.

Ueber die Verhandlung am fünften Verhandlungstag gegen den Giftmörder Karl Hopf schreibt der „Süddeutschen Zeitung" ihr Frankfurter Vertreter folgenden Bericht:

Frankfurt a. M., 16. Jan. Der Giftmordprozeß Hopf neigt seinem Ende zu. Mit den ursprünglichen fünf Verhandlungstagen ist man nicht ausgekommen. Ein so außerordentlich großer Zeugenapparat und die stattliche Zahl der Sachverständigen machte bei eingehender Vernehmung jedes einzelnen naturgemäß eine Verlängerung notwendig. Der heutige fünfte Tag gehörte nahezu ganz den Sachverständigen. Die Unsumme ernster wissenschaftlicher Arbeit, die da von den Herren geleistet worden ist, damit sie in verhältnismäßig knapper Form den Niederschlag ihrer Gedanken und Beobachtungen den Geschworenen vortragen konnten, verdienen unbedingt höchste Anerkennung, und zwar um so mehr, als die zeitraubenden Vorstudien bei vielen Sachverständigen abseits von der gewohnten und an sich schon reichlich umfänglichen Tagesarbeit lag.

Der Fall Hopf, der sieben zeitlich sehr getrennte Fälle umschließt, rief Chemiker und Aerzte auf den Plan. Erstere hatten die in Betracht kommenden Leichen auf etwa darin enthaltene Gifte zu untersuchen, wobei die neuesten und genauesten Verfahren, d. h. nach der qualitativen auch die quantitative Beweismethode, die Untersuchung nach Resenius-Babo, angewandt wurden. Das Ergebnis war:

In allen Leichen fand man Arsen,

das in Prozenten auf 100 Gramm Knochen oder Moderfubstanz fixiert und dann in sorgfältigster Weise auf die gesamte Knochenmasse umgerechnet wurde. So erhielten die Chemiker Ergebnisse, aus denen sich sichere Rückschlüsse auf die den Toten ehedem zugeführten Dosen ziehen ließen. Danach ist es als nicht möglich anzusehen, daß etwa der Genuß von Offenbacher Wasser oder das Einnehmen von Schönheitspillen oder arsenhaltiger Tropfen die Arsenfunde in den Leichen bedingt hätten. Den Chemikern folgten die Aerzte. Mit seltener Uebereinstimmung kamen alle zu dem Schlusse, daß der Tod der ersten Frau des Hopf nur die Folge einer Arsenvergiftung sein könne. In den anderen Fällen — Eltern und zwei Kinder — unterschieden sich die Gutachten je nach dem Grade der Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und annähernder Sicherheit, mit der eine Arsenvergiftung als Todesursache angesehen wurde. Davon aber, daß eine solche in einem der Fälle überhaupt ausgeschlossen sei, sprach keiner der Aerzte.

Hopf hatte nach allen diesen für ihn sehr bedenklichen Gutachten nichts zu erklären. Er saß gebückt, stützte den Kopf in die Hand und hörte auf die Worte der Sachverständigen, ohne nach den Redenden hinzusehen. Einmal richtete der Vorsitzende unmittelbar die Frage an ihn: „Hopf, haben Sie diese Frau (die erste) umgebracht?" Aber der Angeklagte bleibt bei seinem „Nein". Natürlich bedurfte es auch einer Orientierung über die geistige und psychische Beschaffenheit eines Mannes, dem so ungewöhnliche Verbrechen zur Last gelegt werden. Da fehlt es ihm nun, wie der ihn während der Untersuchungshaft behandelnde Arzt ausführt, an nichts. Seine ungewöhnliche Körperkraft geht mit einer großen geistigen Regsamkeit parallel. Wäre er Morphinist oder systematischer Alkoholiker gewesen, so hätte die plötzliche Entziehung jener Gifte nach der Verhaftung schädliche Reaktionen bedingt; nichts von alledem. Auch die von Hopf oft herangezogenen Dämmerzustände fehlen in der Einzelhaft gänzlich, was der stichhaltigste Beweis für ihr Fehlen überhaupt ist. Also ist Hopf normal und gesund, d. h. doch nicht normal. Er ist, wie besonders betont wurde, ein psychologisches Rätsel, insofern wenigstens, als der geistig und ethisch normale Mensch für die Verbrechen des Angeklagten und seine damit verbundene Schauspielerei schlechterdings kein Verständnis hat. Es verdient hoch hervorgehoben zu werden, daß der eine Sachverständige betonte, daß hier der in Europa und seines Wissens überhaupt in der ganzen Welt erste Fall bekannt geworden wäre, in dem ein Giftmörder mit Cholera- und Typhusbazillen gearbeitet hat.

Herdersche Buchhandlung
Kochbücher
in
reicher Auswahl.
Karlsruhe, Herrenstrasse 34

Tages-Kalender.

Sonntag, 18. Januar.

3 Uhr. Taubstummengottesdienst im St. Franziskushaus.
Kath. Jugendverein für Mädchen der Südstadt. Halb 4 Uhr Versammlung im St. Josefshaus.
Kath. Jugendverein für Mädchen der Weststadt. 4 Uhr Versammlung im St. Franziskushaus.
Kath. Jugendverein St. Stefan. 4 Uhr Versammlung für die jüngere Abteilung; 8 Uhr Versammlung mit Vortrag für die ältere Abteilung.
Kath. Dienstbotenverein der Weststadt. 4 Uhr Versammlung im St. Franziskushaus, Grenzstraße 7.
Kath. Arbeiterinnenverein. Halb 5 Uhr Versammlung im St. Josefshaus.
Kath. Jünglingsverein St. Peter und Paul. 8 Uhr Versammlung mit Vortrag.

Geschäftliche Mitteilung.

Deutsche Lebensversicherungsbank Akt.-Ges. in Berlin. Wie die Verwaltung mitteilt, wurden im Geschäftsjahr 1913 Versicherungen über 23,7 Mill. Mk. gegen 19,4 Mill. Mark i. V. angenommen. Der Nettozugang ist gegenüber dem Vorjahr um 3,3 Mill. auf 12,4 Mill. Mk. gestiegen. Ende 1913 hatte die Bank einen Versicherungsbestand von 161,5 Mill. Mk.

Das geheimnisvolle Schiff.

Detektiv- und Seeroman von Fr. Viller.

(Nachdruck erwünscht!)

6) (Fortsetzung.)

Der erste Verschlag an Backbord war verschlossen und der Schlüssel entfernt. Vorläufig ließen wir ihn sein, wie er war, und gingen wieder in den Speisesalon. Dort befanden sich auf jeder Seite zwei Verschläge. Der eine an Backbord war offenbar derjenige des Stewards, er war im gleichen Zustand wie diejenigen in der großen Kajüte. Der andere war der Anrichteraum: Tassen, Teller, Teebretter, alles befand sich auf den Regalen in bester Ordnung. Etwas Salzfleisch und Speck lag in einer Schüssel und in einer Ecke ein Kaffekessel.

Die beiden Verschläge an Steuerbord — wahrscheinlich diejenigen der Steuerleute — waren leer. Dort befand sich weder Bettwäsche noch etwas anderes.

Ein eigentümliches Gefühl ergriff mich und wohl auch meine Kameraden beim Anblick der leeren Räume. Keiner von uns hatte ein Wort gesprochen, während wir unsere Untersuchung vornahmen. Die Katze hatte sich gesättigt und folgte uns miauend, wohin wir gingen.

„Was sagst Du dazu?" fragte ich Holt.

„Das ist Monks Geschäft und nicht das meinige", war die Antwort; „ich eigne mich nicht zum Rätsellösen."

Wir sahen Monk an.

„Wenn wir das Schiff durchforscht haben, so erhalten wir wohl Aufklärung", antwortete dieser. „Bisher sind wir nicht vor der Kajüte gewesen."

„Aber kannst Du denn keinen Schluß aus dem ziehen, was Du gesehen hast?"

„Das werde ich Dir sagen, wenn ich alles gesehen habe; wir wollen jetzt nach vorn gehen", lautete die Orakelantwort.

„Aber wollen wir nicht zuerst den geschlossenen Verschlag in der Kajüte öffnen?" — Ich näherte mich der Türe und versetzte ihr einen tüchtigen Tritt, doch sie hielt fest. Monk versuchte es mit Schlüsseln von den übrigen Türen, keiner paßte.

„Es ist vermutlich ein Verschlag, der auf der ganzen Fahrt leer gestanden hat, und so ist der Schlüssel verloren gegangen", sagte Holt. „Wir können sie übrigens nachher aufbrechen; jetzt wollen wir Monks Rat befolgen und nach vorn gehen."

Wir traten durch die Türe auf die Vorderkant der Hütte hinaus. Das Deck widerhallte von unseren Schritten. Das Schiff war wie gesagt ballastet — der Raum unter ihm also leer nach dem Vorder- und Hinterende. Der Ballast, der meist aus Sand oder Steinen besteht, liegt an einem Haufen mittschiffs unter der großen Luke; auf diese Weise kann sich das Schiff am bequemsten in der See bewegen.

Auf unserer Wanderung nach vorn trafen wir auf das große Boot. Holt ließ die Hand über die Zorringe gleiten, die es auf dem Deck festhielten: „Es ist seit Monaten nicht gelöst worden, und — — — die andern Boote sind auch auf ihrem Platz."

Wir folgten der Richtung seines Blickes: hinten zwischen einem hölzernen Galgen und der Hütte lagen zwei kleinere Boote, eine Gig und eine Jolle, und droben auf dem Roofdach ein Prahm mit nach oben gekehrtem Boden.

Auf der Hinterseite des Roofs waren zwei Räume eingerichtet: ein großer Verschlag mit zwei Kojen — wohl diejenigen des Bootsmanns und des Zimmermanns — und die Küche. In einem kleinen Anbau auf der Hinterseite stand ein Dampfkessel, — ein sogenannter Donkeykessel. Solche werden auf großen Segelschiffen benützt, um die Winden beim Löschen und Laden, das Ankerspill, die Pumpen usw. zu bewegen.

Bei den Doppelverschlägen erschien uns ein Umstand in hohem Grade auffallend: die Türe, in eine obere und eine untere geteilt, stand offen; aber auf der einen Seite hingen an großen, verkrümmten Nägeln mehrere Bretterstücke, als wenn die Türen durch darüber genagelte Bretter versperrt und dann von innen heraus gesprengt worden wären.

Monk begann die Bretter und Nägel zu untersuchen, während Holt und ich in den Verschlag traten.

Die Kojen waren mit Bettzeug versehen, sonst aber war der Verschlag ziemlich leer; nur ein paar alte Seestiefel, ein Südwester und einige andere abgenutzte Kleidungstücke lagen auf Deck hingeworfen.

Im Donkey-Hause und der Küche war nichts Merkwürdiges zu sehen. Der Ofen war noch lau, während ein Sack mit geschälten Kartoffeln daneben stand, ebenso ein Zuber mit Salzfleisch in Wasser.

Wir gingen stumm wieder hinaus und nach vorn. Der Eingang zu dem Raum der Mannschaft im Roof war nämlich nach vorn gekehrt.

„Dort haben wir noch einen Segler!" Monk wies über die Reling hinaus.

„Ja, es ist ein kleiner weißer Segler." Holt starrte dem neuentdeckten Schiffe nach, wie es schien mit steigendem Interesse. Der Ausdruck seines Gesichts wurde merkwürdig.

„Wo ist der Fram?" rief er plötzlich.

Aber unser Kutter war nirgends zu sehen. Wir kletterten auf das Roofdach und spähten ringsum den Horizont ab — doch ohne etwas anderes als das kleine Segel in der Ferne zu entdecken.

„Es ist, wie ich vermutet habe! Es ist der „Fram", der dort segelt, ein paar Meilen weg! Was hat Henriksen — — —?"

Monk sprang nach hinten und kam mit einem langen Fernrohr zurück, das wir an Bügeln unter der Kapp hängen gesehen hatten.

Es ging von Hand zu Hand.

„So etwas ist mir noch nicht vorgekommen," sagte endlich Holt und blickte von Monk auf mich und von mir auf Monk.

„Kannst Du Henriksen an Bord sehen?" fragte Monk und reichte Holt wieder das Fernrohr.

Er benützte es lange und gründlich; englich nahm er es vom Auge und sah uns mit so ratloser Miene an, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte.

„Ja, Du magst wohl lachen, denn das ist die sonderbarste Geschichte, die ich je erlebt habe; aber, beim Teufel, keine angenehme. „Fram" hat das große Topsegel gesetzt und läuft so schnell er kann — und das will etwas sagen bei dieser steifen Brise und dem ruhigen Wasser."

Monk wiederholte seine Frage, ob er Henriksen sehen könne.

„Nein, es ist nicht möglich, mehr als die Segel und einen Teil des Rumpfes zu entdecken; es ist übrigens genug. Die Sonne scheint auf die Dillen des Bootes, so daß ich die weiße Bemalung sehen kann, aber auch nicht mehr — es ist bald drei Meilen entfernt."

(Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ueber Gefangene und Gefallene.

II. Die Gefallenen und ihre Rettung.

(Fortsetzung.)

B. Das Schwesternhaus Betanien zum Guten Hirten in Heitersheim.

Wir fahren von Straßburg über Kolmar hinauf nach Heitersheim. Unterwegs vertiefen wir in uns die Eindrücke, die wir im „Kloster zum Guten Hirten" empfangen haben und es knüpfen sich daran noch manche Gedanken über diese Rettungsarbeit an den Gefallenen und Verlorenen des weiblichen Geschlechts. Diese Gedanken seien teilweise nachträglich hier ausgesprochen.

1. Die Unterbringung und Erziehung der verschiedenen Kategorien von „Gefallenen", nämlich 1. der Strafentlassenen, 2. der sittlich gefährdeten oder schon ausgearteten und 3. der am tiefsten gesunkenen Mädchen, die bereits der Prostitution verfallen waren, in der nämlichen Anstalt, wie wir sie in Straßburg antrafen und wie sie auch in Heitersheim üblich ist — diese Verbindung könnte Bedenken erregen und wurde in der Tat auch schon für verwerflich, weil gefährlich, erklärt. Die Erfahrung lehrt jedoch, daß diese Gefahren nur in der Vorstellung, aber nicht in der Wirklichkeit bestehen und überdies ihnen leicht begegnet werden könnte. Es darf nur ein Gruppensystem eingeführt und bei Tag und Nacht durchgeführt werden. Wie viele Mädchen übrigens, die aus Gefängnissen kommen, sind geschlechtlich noch unversehrte, keusche Seelen? Bei gehöriger Beaufsichtigung kann man den vertraulichen Verkehr der Zöglinge unter einander wohl verhüten. Die Vorstände von mehreren Rettungsanstalten, katholischen wie evangelischen, erklärten in ihren Gutachten, daß Nachteile aus dem Zusammensein der strafentlassenen mit sonstigen verkommenen Mädchen in keiner Hinsicht sich ergeben hätten; es sei sogar „richtiger, gesunkene Persönlichkeiten verschiedener Kategorien in solche Anstalten zusammenzubringen, als getrennte Anstalten für sie zu schaffen". Nur ganz jungen Zöglingen könnte die Vermischung mit sexuell sehr verdorbenen zweifellos gefährlich werden, weshalb ihre ständige Absonderung von allen Erwachsenen bei der Arbeit, am Tisch, bei der Erholung im Freien und in den Schlafsälen als unerläßliche Bedingung ihrer Unterbringung in derartigen Rettungshäusern gefordert werden muß. Diese Bedingung wird auch erfüllt. Die meisten der bestehenden Anstalten, denen der fromme Sinn gerne biblische Namen beilegt, halten ihre Pforten allen Gefallenen offen, gleichviel woher sie kommen, wenn sie nur guten Willen und den aufrichtigen Vorsatz der Besserung und Lebensänderung mitbringen. Manche „Dirne" verdient entschieden noch mehr Teilnahme als eine Diebin oder abgefeimte Betrügerin und erschließt sich noch mehr den erzieherischen Einflüssen des Anstaltslebens.

2. Konfessionell getrennte Rettungsanstalten. Das konfessionelle Moment spielt im Erziehungswerk eine große Rolle, so daß oft jeder wahre, innere Erfolg davon abhängt. Gemischte oder Simultananstalten werden selbst bei den trefflichsten Einrichtungen und beim besten Willen der leitenden Persönlichkeiten niemals leisten und erzielen können, was eine Anstalt auf konfessioneller Grundlage, mit konfessioneller Leitung und mit den spezifisch konfessionellen Erziehungsmitteln zu erreichen vermag. Die Religion ist und bleibt für das gottentfremdete und entartete Gemüt die beste Erzieherin. Die Religion muß aber eine Form haben, damit sie nicht verflacht, und das ist die Konfession. Von den weitaus meisten Menschen wird die Religion nur in der von Kindheit an gewohnten Form festgehalten und geht mit der Form verloren. Insbesondere auf das an den Formen so zäh hängende weibliche Gemüt macht die Religion nur Eindruck, wenn sie ihm in den gewohnten Formen geboten wird. Will man fremde Formen aufzwingen, wie es in gemischten Anstalten nicht selten vorkommt, so entsteht entweder ein innerlicher Widerspruch dagegen oder berechnende äußere Verstellung. Die bedauerlichste Folge ist aber die allmählige Mißachtung der eigenen Konfessionen oder schließlich aller Konfessionen, der Indifferentismus, welcher meistens gleichbedeutend mit dem praktischen Unglauben ist. Das konfessionelle Gefühl ist deshalb stets überall zu schonen, gerade im Interesse der — Religion! (Das konfessionelle Bewußtsein ist übrigens auch schwer genug zu unterdrücken und es erwacht bisweilen bis zum energischen Widerstand, wenn es allzu gröblich verletzt wird.) Der in einer Erziehungsanstalt herrschende und leitende Geist ist die Hauptsache. Die Gewährung von konfessionellen Religionsunterricht und sonntägigem Gottesdienst genügt nicht. Von der Gefahr des Proselytenmachens in Simultananstalten wollen wir ganz absehen, allein es sind immer zu viele konfessionelle Reibflächen vorhanden, die nun einmal im gegenseitigen Verkehr der Anstaltszöglinge nicht zu vermeiden sind. Dem Katholiken ist vieles heilig, was dem Andersgläubigen ein Aergernis oder eine Torheit ist. Und umgekehrt hält der letztere manche Person und Lehre hoch, worüber der Katholik anders denkt und urteilt. Und nun stelle man sich diese meist ungebildeten und religiös mangelhaft unterrichteten Mädchen vor, welche nach ihrer gewohnten Art beten und religiöse Uebungen mitmachen wollen und sollen. Man denke an die katholischen Lehre und Pflicht bezüglich der Beichte, worüber der Protestant mindestens lächelt; ferner an den Abendmahlsbegriff und die Empfangsweise. Welche Differenzen für diese urteilslosen Personen! Eine stößt sich an der andern und die katholischen Zöglinge werden stets der verlierende Teil sein. — Die Mißerfolge unserer sogenannten überkonfessionellen Rettungsanstalten sind wohl gerade aus diesem, ihrem Charakter zu erklären. Es ist dies gewiß recht bedauerlich, aber es ist einmal so und wird noch lange nicht anders werden. Ein sehr geistreicher Protestant, Staatsanwalt, der vor Jahren mit uns das Haus „Bethanien" in Heitersheim besucht hatte, schrieb nachher sein Urteil in eine Zeitung und bemerkte u. a.: „Nur konfessionelle Leitung kann auf diesem sehr schwierigen und sehr steinigen Boden irgend einen Erfolg versprechen, indem ohne solche die hier besonders notwendige Individualisierung rücksichtlich der Besserungsmittel, die doch wesentlich nur aus der Religion zu schöpfen sind, nicht platzgreifen kann." (Nur wo Ein- und Austritt durchaus freiwillig sind, kann der Unterbringung in einer Mischanstalt kein Vorwurf gemacht werden; wo aber ein Zwang zum Eintritt und zum Verbleiben geübt wird, kann derselbe unter Umständen zu einem schweren Unrecht an den Gezwungenen führen.)

(Fortsetzung folgt.)

Kann ein Bauer Sozialdemokrat sein?

Allein schon der Umstand, daß die revolutionäre Sozialdemokratie die schärfste Gegnerin des Privateigentums an Produktionsmitteln, wozu in erster Linie auch der Grund und Boden gehört, sowie des Schutzes der landwirtschaftlichen Produktion ist, sollte jedem Bewohner des Landes es als selbstverständlich erscheinen lassen, daß er dieser Partei nicht angehören kann. Trotz alledem aber mühen sich die roten Bauernfänger auf dem Lande im Schweiße ihres Angesichtes ab, den Landbewohnern klar zu machen, daß auch sie zur Sozialdemokratie gehören müßten. Die Verlogenheit dieser Agitationsweise kann man aber nicht besser illustrieren als an der Hand von Aeußerungen von Parteigenossen selbst, aus denen ausdrücklich hervorgeht, daß ein Bauer unmöglich Sozialdemokrat sein kann. Damit der Schwindel der roten Bauernfänger besonders deutlich in die Erscheinung tritt, stellt die recht empfehlenswerte Halbmonatsschrift „Jung Land" (M.Gladbach, Volksvereins-Verlag, vierteljährlich 40 Pfg.) in ihrer ersten Nummer dieses Jahres (1914, 1) den Versicherungen der heuchlerischen Bauernfänger einige Aeußerungen der offenherzigen Parteigenossen in nachstehender drastischer Weise gegenüber:

„Bauern und Arbeiter gehören zusammen, und beide gehören in die Reihen der Sozialdemokratie!" (Das für die sozialdemokratische Landagitation bestimmte „Bayerische Wochenblatt" Nr. 52 1912.)

„Die Klein- und Parzellenbauern müssen ihre Hoffnung auf die Sozialdemokratie setzen." („Der Landbote", sozd. Kalender für 1912, Frankfurt a. M.)

„Oft wurde es von sozialdemokratischer Seite ausgesprochen **„Bauer und Arbeiter gehören zusammen!"** („Bayerisches Wochenblatt" Nr. 19 1912.)

Die Bauern, die sich nicht als Proletarier, sondern als echte Bauern fühlen, sind für uns nicht nur zu gewinnen, sie gehören zu unsern gefährlichsten Gegnern. (Genosse Kautsky 1894/95, I. Bd., Nr. 9.)

„Sagen wir es gerade heraus: Wie können die Masse der Kleinbauern von heute auf morgen nur gewinnen, wenn wir ihnen etwas versprechen, wovon wir selbst wissen, daß wir es nicht halten können." (Genosse Engels „Neue Zeit" 1894/95 I, 10.)

„Der Bauer ist ein Feind der Sozialdemokratie und Unterstützer jeder Reaktion. **Ihn für uns zu gewinnen, ist vergebliche Mühe."** (Genosse Paech „Neue Zeit" 1909 II, Nr. 44.)

„Die einzige Rettung"

„Der arme Bauersmann,
der arme,
Er wird im Groll und
Harme
Sozialer Demokrat!"
(„Westf. Volkskalender" 1912.)

„Nur der Sozialdemokratie kann der Kleinbauer seine Stimme geben, denn nur wenn die Sozialdemokratie siegt, werden die bestehenden Verhältnisse geändert." („Westfäl. Volkskalender" 1912.)

„Wer glaubt, daß es uns je gelingen werde, **die Bauern** für uns, **für die sozialdemokratische Arbeiterpartei,** gewinnen zu können, der huldigt einem **Köhlerglauben."** (Genosse Auer auf dem Parteitage zu Frankfurt. Prot. S. 126.)

„Nur diejenigen unter den Kleinbauern, die **an dem Fortbestand ihrer Klasse verzweifeln,** die sich nicht länger der Ueberzeugung verschließen, daß die Betriebsformen **dem Untergang geweiht** sind, auf denen ihre Existenz beruht, nur sie sind imstande, die Lehren des Sozialismus zu erfassen." (Kautsky „Neue Zeit" 1894/95 I, 9.)

„Genosse Kautsky" hat jedenfalls das richtige getroffen mit seiner Aeußerung, daß die Sozialdemokratie den Bauern nichts anderes zu bieten habe als die Prophezeiung ihres Unterganges. Welcher Bauer aber möchte sich freiwillig in den Sarg hineinlegen, den die Sozialdemokratie ihm allein anzubieten hat! Darum können wir auf die Frage: „Kann ein Bauer Sozialdemokrat sein?" in Uebereinstimmung mit den oben erwähnten Parteigenossen und im Gegensatze zu den doppelzüngigen Bauernfängern nur mit einem entschiedenen „Niemals!" antworten.

Mehr Strebsamkeit!

Man nennt uns Katholiken so gerne „inferior", „reaktionär" und wie die „ehrenden" Eigenschaften, mit denen unsere Gegner so gerne uns belegen, alle heißen. Mit Recht protestieren wir mit aller Energie gegen solche ungerechten Anwürfe. Anderseits aber können und dürfen wir uns doch auch nicht verhehlen, daß wir Katholiken noch lange nicht den Platz im gesamten Kulturleben uns erobert haben, der uns nach Recht gebührte. Namentlich in den selbständigen Stellungen und Berufen, da wo höhere fachliche Kenntnisse und tatkräftige Initiative verlangt werden und wo den Anforderungen auch das Maß der Verantwortung entspricht, bleiben wir prozentual noch immer weit hinter der numerischen Stärke, die uns zukäme, zurück. Daß wir Katholiken nur untergeordnete Stellungen einnehmen und das Groß der arbeitenden Klassen stellen, hält man für ganz selbstverständlich. Wo wir auch hinschauen, überall zeigt sich dasselbe Bild. Obwohl die Katholiken vorwiegend in ländlichen Bezirken wohnen, stellen sie doch auch in der Landwirtschaft kaum mehr selbständige Kräfte, als ihnen prozentualiter zukommt. In Industrie, Handel und Verkehr erreichen die fehlenden Prozentsätze sogar eine ganz betrachtliche Höhe. Im Berg- und Hüttenbau sind es 13 Prozent, im Geld- und Kreditverkehr sogar 21 Prozent, um die die Katholiken zurückbleiben.

In der Beamtenschaft ist es nicht anders. Nach der Statistik kommen in Preußen z. B. auf 1000 Beamte 254 Katholiken, während es im Verhältnis zu der Zahl der Katholiken 359 auf 1000 sein sollten. Dieses Zurückbleiben der Katholiken hat seine verschiedensten Ursachen. Neben der Intoleranz, die uns Katholiken oft überhaupt zum vornherein als Bürger zweiter Klasse ansieht, denen gegenüber man sich also alles erlauben zu dürfen glaubt, liegt wohl ein Hauptgrund für diese bedauerliche Erscheinung in dem Umstande, daß wir Katholiken im allgemeinen nicht so finanzkräftig sind, wie die Angehörigen anderer Konfessionen und deswegen vielfach mit diesen nicht Schritt halten können. Vielleicht hat uns aber auch selbst vielfach das richtige Maß von Strebsamkeit und Opferwilligkeit gefehlt. Wir wußten nicht immer und überall die Gelegenheit auszunutzen. Denn gerade wir Katholiken dürfen niemals vergessen, daß wir nur das sein werden, was wir aus uns selbst machen und daß wir nur jene Stellung im Leben einnehmen werden, die wir uns selbst schaffen.

In neuerer Zeit hat man nun erfreulicherweise sich auf unserer Seite größte Mühe gegeben, eine Besserung der Verhältnisse herbeizuführen. Insbesondere hat man den Bildungsbestrebungen alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet. Die Allgemeinbildung des katholischen Volkes hat große Fortschritte gemacht, die Anstrengungen, die breitesten Volksmassen staatsbürgerlich, volkswirtschaftlich und religiös weiterzubilden, waren von großen Erfolgen begleitet. Aber mit dem Erreichten dürfen wir uns nicht zufrieden geben, wir müssen weiterkommen und die vorhandenen Lücken noch ausfüllen, gerade in den besseren Ständen und Berufen. Auf dieses Ziel müssen wir systematisch hinarbeiten. Aufgabe der katholischen Eltern muß es daher sein, wo immer es nur einigermaßen angeht, talentvolle Kinder dem Studium zuzuführen. Wo die Einsicht der Eltern selbst versagt oder andere Schwierigkeiten sich auftun, müssen Geistliche und Erzieher eingreifen, um bei der Berufswahl solcher Kinder eine richtige Entscheidung herbeizuführen oder auch anderweitig den Eltern mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Manches Talent bleibt vergraben und verkümmert, weil keine Hand da ist, die es zu wecken und zu hegen und pflegen versteht. Kinder, die die Fähigkeiten zum Studium aufweisen, sollen aber nie zum vornherein, für einen bestimmten Beruf sich zu entscheiden, gezwungen werden. Und jedenfalls ist es ganz verkehrt, wie es leider auch heutzutage noch vielfach in ländlichen Gegenden vorkommt, aus einem talentvollen Jungen, der Lust und Liebe zum Studium zeigt, gleich a priori einen Geistlichen machen zu wollen. Vielfach sieht man nur den Studenten für brav und rechtschaffen an, der sich dem Studium der Theologie widmet. Die Berufsfrage ist eine zu ernste Sache, als daß sie sich schon in früher Jugend, in einem ganz unreifen Alter lösen könnte. Und überdies brauchen wir gerade in anderen akademischen und den übrigen höheren Berufen echte und rechte katholische Männer, Männer, die ihrem Glauben und ihrer Kirche treu bleiben und jederzeit für ihre Ueberzeugung auch einstehen.

Um das Bildungsdefizit auf katholischer Seite nach Möglichkeit auszugleichen, ist es vor allem auch zu empfehlen, daß speziell auf dem Lande die Geistlichen den Vorbereitungsunterricht selbst übernehmen, wenn dafür keine andere Gelegenheit geboten ist. Die Mühen, denen sie sich dadurch unterziehen müssen, dürfen ihnen niemals zu schwer werden, sollten sie auch ab und zu schlechte Erfahrungen mit ihren Schützlingen machen und statt Anerkennung nur schnöden Undank ernten. Die größten Schwierigkeiten, an denen bis jetzt manches Talent scheiterte, dürften freilich in dem oft völligen Mangel der notwendigen finanziellen Mittel liegen. Doch sind auch diese Schwierigkeiten nicht mehr als unüberwindbar anzusehen. Mit Energie und Gottvertrauen lassen auch sie sich meistens viel leichter überwinden als es vielfach den Anschein hat. Die katholische Opferwilligkeit hat in dieser Hinsicht schon wahrhaft Großes geleistet. Wie manchem armen, talentvollen Jungen hat sie nicht schon die Bahn zum Studium geebnet. Und gerade in unserer Zeit ist die katholische Opferwilligkeit zu neuer Blüte erwacht. Dafür liefert den schlagendsten Beweis die Studien-Vereine, die eigens zu dem Zwecke gegründet wurden, bedürftige katholische Studierende an den Hochschulen zu unterstützen. Die Studienbeihilfen, die z. B. der Albertus Magnus-Verein während seines Bestehens bewilligen konnte, haben bereits die ansehnliche Summe von rund einer Million Mark erreicht. Aehnlich ist es bei unserem Studienverein in der Erzdiözese Freiburg. Das ist eine sehr erfreuliche Tatsache, die nicht nur von einem ernsten und opferfreudigen Willen der Katholiken auch auf diesem Gebiete zeugt, sondern auch dazu mahnt, vertrauensvoll weiterzuarbeiten und nicht zu verzweifeln. Neben dem „Studien-Verein" und „Albertus Magnus-Verein" besteht zugunsten der studierenden katholischen Frauen der „Hildegardis-Verein" und nicht vergessen sollen zuletzt die Verdienste der „Görresgesellschaft" um die Hebung der Wissenschaft und des Studiums auf katholischer Seite werden. Zu wünschen ist nur, daß noch recht viele edle Menschenfreunde sich finden, die die Reihen dieser Vereine stärken und es so ermöglichen, daß der Not noch mehr gesteuert werden kann. Beharrliche Arbeit wird uns dem Ziele immer näher bringen, und wenn wir das Unserige tun, dann wird es, wenn auch vielleicht langsam, stetig vorwärts gehen.

Luftschiffahrt.

Friedrichshafen, 16. Jan. Der Luftschiffbau Zeppelin stellt um 200 000 Mark auf seinem Gelände eine eigene Wasserstoffgasfabrik auf.

Leipzig, 16. Jan. Das Militärluftschiff „Z. 6" ist heute früh 2.45 Uhr aufgestiegen. Es ist eine 16stündige Dauerfahrt beabsichtigt. An Bord befindet sich die Abnahmekommission.

Das neue Luftschiff „Spieß".

Paris, 16. Jan. Heute nachmittag unternahm der nach einem starren System gebaute und in den äußeren Formen den Zeppelinkreuzern sehr ähnliche Luftballon „Spieß" bei klarem, windstillem Wetter einen Flug über Paris. Es heißt, daß das Luftschiff für die französische Kriegsverwaltung bestimmt ist.

Was wird Shackelton im Südpolargebiet erreichen?

Nachdem Shackelton den Plan seiner neuen antarktischen Expedition bekannt gegeben hat, unterwirft ihn William Bruce in der Wochenschrift „Nature" einer ausführlichen Erörterung. Bruce selbst ist ein hervorragender Sachverständiger Südpolarforschung und hat als Führer der schen Expedition an der großen Campagne teilgenommen, die zu Anfang des Jahrhunderts von den bedeutendsten Staaten unternommen wurde. Bruce nimmt das Verdienst für sich in Anspruch, den von Shackelton jetzt aufgenommenen Plan schon vor dessen Rückkehr von seiner letzten Expedition entworfen zu haben, macht seinem Fachgenossen aber keinen Vorwurf daraus, indem er den Standpunkt vertritt, daß ein Forscher den anderen nicht hindern dürfe, und daß jeder, der Geld zu einer Expedition zusammengebracht habe, zur Ausführung irgend eines Planes berechtigt sei. Diese Auffassung, daß die Person zu Gunsten der Sache stets zurücktreten müsse, kann in wissenschaftlichen Dingen nicht warm genug anerkannt werden. Allerdings haben die Engländer gerade im Südpolargebiet scharf darauf gesehen, daß ihnen innerhalb des ihrer Betätigung zugewiesenen Teils der Antarktis keine Expedition einer anderen Nation in die Quere komme. Uebrigens hat Bruce schon früher hervorgehoben, daß gegenwärtig die Erforschung des Südpolarmeers einschließlich der Feststellung seiner Küsten die dringlichste Aufgabe der antarktischen Forschung sei. Dieser Forderung wird Shackelton nicht genügen können, da die für seine Reise veranschlagte Zeit dafür zu kurz ist, und Bruce tadelt überhaupt die karge Bemessung in diesem Punkt, da Eile stets einer genauen wissenschaftlichen Forschung zuwider läuft. Es wird also jedenfalls zunächst bei der merkwürdigen Tatsache bleiben, daß die Seeleute von Beruf, wie Shackelton, Scott und Amundsen, sich hauptsächlich der Erkundung des antarktischen Festlands widmen, während die Erforschung der angrenzenden Meere gerade unter Führung von Männern gefördert worden ist, die beruflich nicht zu den Seeleuten gehörten. Bruce aber gibt zu, daß niemand für eine Durchquerung der Antarktis besser geeignet ist als Shackelton. Der Plan hat übrigens manche Aehnlichkeit mit dem der letzten deutschen antarktischen Expedition unter Filchner, indem sie auch in Coatsland oder dem von dieser letzten Unternehmung entdeckten Luitpoldland ansetzen will. Bruce spricht die Hoffnung aus, daß Shackleton versuchen werde, die antarktische Küste nicht nur dieses Gebiets, sondern auch in erheblicher Ausdehnung nach Osten und Westen festzustellen. Sie ist sowohl in der Richtung auf Enderbyland als auch in der anderen auf Neusüdgrönland noch völlig unbekannt. Die Erforschung von Neusüdgrönland ist nach Bruce eine der interessantesten und schwierigsten Aufgaben, die in diesem Teil der Antarktis zu lösen sind. Insbesondere sollten möglichst viele und genaue Lotungen in den südlichen Meeresteilen geschehen, damit wenigstens Schlüsse auf den Verlauf der Küste gezogen werden können, auch wo diese nicht erreicht wird. Ferner kann die Untersuchung des Meeresbodens, wie frühere Erfahrungen bewiesen haben, zu wichtigen Aufklärungen führen. Bruce glaubt aber nicht, daß Shackelton für diese wichtigen Fragen Zeit behalten wird, wenn sein hauptsächliches Ziel die Durchquerung des antarktischen Kontinents ist. Aber auch die Aussichten einer Landung in diesem Gebiet bezeichnet Bruce als höchst unsicher. Roß, im Jahr 1843, sah sich dort durch schweres Eis festgehalten, ebenso die Expedition von Bruce selbst im Jahr 1903, und im folgenden Jahr wurde dasselbe Schiff, die „Scotia", vom Eis völlig aus dem Wasser gepreßt, sodaß ihr Kiel vier Fuß hoch über dem Wasserspiegel lag. Auch die „Deutschland" wurde hier 1912 am weiteren Vordringen behindert und trieb dann den ganzen Winter über hilflos nordwärts. Daß die Verhältnisse hier freilich auch günstiger sein können, beweisen die Erfahrungen der Reise von Weddell, die nun freilich schon mehr als 90 Jahre zurückliegt. Immerhin ist eine Landung an diesem Teil der Küste sehr ungewiß und doch erst die Voraussetzung für die Erfüllung des eigentlichen Plans von Shakelton. Ist die gelungen, so kann ein großer Nutzen für die Wissenschaft daraus gezogen werden. Einmal schon durch die Errichtung einer meteorologischen Station, für deren Tätigkeit ein genaues Programm einschließlich magnetischer Arbeiten entworfen worden ist. Namentlich wenn gleichzeitig andere ähnliche Stationen im Südpolargebiet tätig sein sollten, sind Ergebnisse von großer Tragweite davon zu erhoffen. Auch zoologische und botanische Forschungen würden sehr zu wünschen sein, aber Shakelton wird sich ohne Zweifel hauptsächlich topographischen und geologischen Aufgaben zuwenden. Bruce stimmt der Annahme zu, daß die Expedition, wenn sie etwa im Coatsland gelandet ist und von dort südwärts vordringen will, wahrscheinlich bis zum Südpol selbst ein allmählich ansteigendes Innlandeis antreffen, also keine großen Schwierigkeiten zu überwinden haben wird. Sollte auf diesem Wege der Südpol erreicht werden, so wäre es ein großer Triumph, von dort auf einer neuen Route in das Gebiet westlich von dem Gebirge des Südviktorialandes durchzustoßen. Bruce rät jedoch von diesem Unternehmen ab, wenn es das Leben oder auch nur die gesunden Gliedmaßen der Reisenden in erheblichem Grade gefährden sollte, da es bequemer von der anderen Seite her in Angriff gnommen werden könnte. Die Frage, was zwischen Coatsland und dem Südpol liegt, ist auf alle Fälle die wichtigste für die Expedition. Was deren Kosten betrifft, so hält Bruce die bisher bereitgestellte Million Mark für „ein absolutes Minimum" und wünscht die Erhöhung dieser Summe auf etwa 1½ Millionen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Stellen des Gebäudes Wachen aufgepflanzt worden, doch werden die Orte nach jeder zweiten Nacht wieder gewechselt. Gerade diese Bestimmung ist zu einer Tortur für die Wächter geworden, da sie sich nicht bewegen und nicht rauchen dürfen. Damit noch nicht genug! Mit großen Scheinwerfern werden Galerien, Winkel und Höfe abgesucht. Sämtliche Türschlösser des Gebäudes sind abgeändert und alle sogenannten Passe-partout-Schlüssel abgeschafft worden. Ferner hat man die kleinen Garderoberäume unter den Treppenhäusern, in denen die Angestellten sich gelegentlich aufhielten, abgeschafft und einen einheitlichen großen Ankleideraum für alle Angestellten geschaffen. Andere Maßregeln sollen in nächster Zeit in Aussicht stehen. Das Bewachungspersonal beklagt bitter, daß ihm mit äußerstem Mißtrauen begegnet werde. Die kleinste Nachlässigkeit wird mit Entlassung bestraft. Man sieht also, daß Frankreich bestrebt ist, seine Kunstschätze besser zu hüten, als es vorher geschehen ist. Leider hört man nicht, ob die Bewachung auch bei Tage so intensiv durchgeführt wird; man hört auch nicht, ob die nächtliche Runde für alle Fälle eine kleine Kanone mit sich führt; man weiß auch nicht, ob alle Türklinken des Gebäudes allnächtlich gerußt werden, damit Fingerabdrücke sofort zur Hand sind; man erfährt auch nicht, ob zwei bis an die Zähne bewaffnete Wächter neben der Mona Lisa aufgepflanzt sind, die unbarmherzig alles, was sich regt, niederknallen müssen.

Ein großes Wasserkraftwerk in Indien. Die Ausnutzung des Wassers ist für Indien eine Lebensfrage ersten Ranges, und keines der Werke, die von den Engländern zu Gunsten dieses Edelsteins ihrer Krone geschaffen worden sind, kann sich an Bedeutung mit den künstlichen Bewässerungsanlagen messen. Diese sind nun vorläufig ausnahmslos der Landwirtschaft zugute gekommen, indem sie den Zweck verfolgen und erfüllen, den Ackerbau von den unzuverlässigen Regenfällen unabhängig zu machen. An Wasserkraftwerke hat man früher nicht gedacht, weil die Industrie in Indien eine verhältnismäßig geringe Rolle spielte. Durch ihren Aufschwung sieht man sich jetzt veranlaßt, die Ausnutzung des Wassers nach dieser Richtung zu erweitern. Der erste Schritt wird eine Anlage sein, die der Großstadt Bombay zugute kommen soll. Man will in ihrem Hinterland eine elektrische Wasserkraftstation für 80 000 Pferdestärken errichten, um die bisher mit Dampfmaschinen betriebenen Baumwollmühlen zu versorgen. Der Strom wird für 60 große Mühlen ausreichen. Ein Teil der Anlage ist bereits fertig und in Betrieb genommen worden, und schon sind 26 dieser Mühlen und außerdem noch zwei zur Vermahlung von Getreide an der Stromlieferung beteiligt. Die Werke sind nach einem Inder Tata benannt worden, der bis zu seinem Tode den Plan am meisten gefördert hat, und befindet sich auch jetzt hauptsächlich im Besitz und unter Aufsicht von Eingeborenen. Die Kraft wird an dem Fuß der steilansteigenden Ghats gewonnen. Der Monsun, der sich an diesen Gehängen bricht, liefert dort jährlich etwa 5000 Millimeter Regen. Da dieser aber auf das Jahr sehr ungleich verteilt ist, so ist die Schaffung von drei großen künstlichen Seen erforderlich gewesen, die durch Talsperren aufgestaut worden sind. Nach einer Beschreibung in der Wochenschrift „English Mechanic" führt von dem untersten See eine Rohrleitung von etwa 4 Kilometer Länge mit 500 Meter Gefälle nach dem Kraftwerk, von wo der Strom in einer Spannung von 100 000 Volt durch Oberleitung 70 Kilometer weit bis Bombay geführt wird. Die Stromkosten sind nicht besonders gering, aber für die Mühlen von Bombay sehr vorteilhaft, da der bisherige Betrieb unter hohen Kohlenpreisen und einem Mangel an geeigneten Arbeitern zu leiden gehabt hat.

Pflanzen aus der Sahara. Von der Wüste machen sich die meisten Menschen, die mit ihr noch nicht in persönliche Bekanntschaft getreten sind, eine unrichtige Vorstellung. Längst nicht alle Flächen, die auf der Landkarte als Wüsten bezeichnet werden, sind so öde, daß sich in ihnen weder Tier noch Pflanze fände. Am allerwenigsten trifft diese Annahme auf die ganze Ausdehnung der großen saharischen Wüste zu, die vielmehr manche Abwechslung der Bodengestaltung und auch der Bewachsung aufweist. Das Carnegie-Institut hatte im vorigen Jahr den Botaniker Dr. Cannon mit reichlichen Mitteln nach der Sahara entsandt. Diese Aufgabe hat sich nach dem jetzt erschienenen Bericht als weit lohnender erwiesen, als man hätte glauben sollen, zumal Dr. Cannon in der Lage gewesen ist, nach eigener Erfahrung Vergleiche zwischen den Verhältnissen der westlichen Sahara und der Wüste von Arizona in den westlichen Vereinigten Staaten anzustellen. Die Reise des Naturforschers erstreckte sich über sechs Monate und mehr als 1500 Kilometer. Sie ging von Algier aus und richtete sich gerade auf die trockensten Teile des Gebiets. Unter Berücksichtigung der Verhältnisse des Klimas und des Bodens sollte nun den Lebensgewohnheiten der vorhandenen Pflanzen nachgespürt werden. Die Beobachtungen haben gezeigt, daß die Sahara südlich von Algier noch weit trockener ist als die Wüste von Arizona. Insbesondere fehlen jener die fleischigen Pflanzen, und zwar die Kakteen gänzlich, die in den nordamerikanischen Wüsten zum Charakterbild gehören. Das auffälligste Ergebnis der neuen Untersuchungen ist, daß die Pflanzen der Sahara entgegen der bisherigen Annahme weder eine tiefe, senkrecht nach unten gehende Pfahlwurzel, noch eine solche in wagerechten Fäden nahe der Oberfläche entwickeln, sondern ihre Wurzel in einer anderen Weise anlegen, die eine bessere Möglichkeit bietet, sich jeder Feuchtigkeit zu bemächtigen.

Ein vorgeschichtliches Massengrab in Südfrankreich. Eine Entdeckung, die für die Vorgeschichte Südfrankreichs von großer Bedeutung zu sein scheint, wird aus Roc-des-Fées im Departement Aveyron berichtet. Dort ist nämlich eine Tropfsteinhöhle aufgefunden worden, in der viele hunderte von Menschenskeletten liegen. Die bisherigen Untersuchungen haben deren schon eine große Reihe zu Tage gefördert; besonders gut sind Schädel und Schenkelknochen erhalten, und nach den bisher angestellten Messungen handelt es sich um Menschen von stattlicher Größe. Außerdem sind ein paar Bruchstücke schwarzer Tonwaren aufgefunden worden, und schließlich eine einzelne, 8 Zentimeter lange Knochennadel. Um was für eine Menschenrasse es sich handelt, ist noch völlig unaufgeklärt und es stehen sich zwei Meinungen schroff gegenüber, von denen die eine den Standpunkt vertritt, das Massengrab enthalte die Skelette von Menschen des Mousterien, während die andere die vorgeschichtliche Herkunft der Gebeine leugnet und behauptet, das Massengrab stamme aus der Zeit der römischen Eroberung jener Gegend.

Vom Büchertisch.

Weinbau, des Winzers Freud und Leid. Von Pfarrer Ludwig Heizmann (Zell-Weierbach bei Offenburg.) Erschienen im Verlag der Buchdruckerei H. Zuschneid, Offenburg. Preis 30 Pfg, portofrei 35 Pfg.

Ueber die Maßnahmen, die getroffen werden sollen, um die Rebbauern aus ihren drückenden Verhältnissen zu befreien, wurde in der letzten Zeit und wird auch demnächst noch viel geredet und geschrieben werden. Zur richtigen Zeit erscheint die nun vorliegende Schrift, die ein wichtiges Orientierungsmittel für alle bildet, welche sich mit den Winzerverhältnissen beschäftigen. Sie hat den Zweck, den Rebmann zu unterrichten über die Leiden seiner Vorfahren und ihm zu zeigen, wie in allen Jahrhunderten auf mehrere Fehljahre wieder gute Weinjahre gefolgt sind. Der Inhalt gliedert sich in folgende Kapitel: 1. Historische Aufzeichnungen. 2. Ungünstige Faktoren. 3. Schlimme Folgen des Fehlherbstes. 4. Heilmittel. Das Buch enthält auch einige sehr zweckdienliche Tabellen: Verzeichnis des Weinschlages von 1700—1800; Verzeichnis der Weinpreise von 1800—1869; von 1891—1913. Man ersieht daraus, daß der Weinpreis stets Schwankungen unterworfen war und ist und daß ein Fehlherbst nicht Grund genug ist, die Hoffnung auf bessere Zeiten aufzugeben. Einstweilen jedoch, solange diese besseren Zeiten noch nicht da, wird das nächstliegende und wirksamste Mittel zur Linderung der Not das sein, daß alle mitwirken, Geistliche und Weltliche. „Staatshilfe und Selbsthilfe muß eingreifen. Die Zusammenarbeit der Großh. Regierung, der Landstände, der landwirtschaftlichen Organisationen, die Selbsthilfe des Rebmanns läßt eine tatkräftige Abhilfe der Notlage unseres Rebbauernstandes erhoffen."

Musterkatalog für katholische Volks- und Jugendbüchereien. Herausgegeben von der Redaktion der Bücherwelt. Dritte, stark erweiterte Auflage. Gr. 8°. 255 S. Preis Mk. 1.60, geb. in biegs. Leinen Mk. 2.40. Borromäusvereinsverlag, Bonn.

Ein deutlicher Beweis von dem ständigen Fortschritt des katholischen Büchereiwesens und des Borromäusvereins stellt der in dritter stark erweiterter Auflage vorliegende Musterkatalog für Volks- und Jugendbüchereien dar. In nicht ganz drei Jahren war die 5000 Exemplare betragende zweite Auflage verkauft. Die dritte Auflage ist bedeutend erweitert. Neben die früheren Referate, die weiter ausgebaut wurden: Schöne Literatur, Literaturgeschichte, Erd-, Länder- und Völkerkunde, Kunst, Bildung und Erziehung von Herz, Geschichte, Soziales und Religion von Braun, Naturwissenschaft von Dr. Schmitt, traten verschiedene ganz neue Abteilungen: Brief- und Memoirenliteratur von Gottfried Schmitz; Alkoholgegnerische Literatur von Direktor Haw, Apologetik, Dogmatik und Moral von Universitätsprofessor Dr. Straubinger; Missionsliteratur von P. R. Streit, eine sehr umfangreiche Auswahl aus der französischen und englischen Literatur (ca. 1600 Nummern) von Dr. Jos. Froberger. Es stellt somit der Musterkatalog einen Führer durch die Literatur dar, auf den wir Katholiken stolz sein können. Keiner, der auf dem Gebiete des Büchereiwesens sich betätigt, kann an ihm vorübergehen; für jeden Gebildeten, vor allem für Geistliche und Lehrer, ist er ein unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch in literarischen Fragen. Es werden nicht nur die Titel der Bücher angeführt, sondern bei jedem Buch wird genau bemerkt, welchen Inhalt es hat und welche literarische Bedeutung und für welche Kreise es in Betracht kommt. Die Reichhaltigkeit ergibt sich daraus, daß mehr als 5000 Bücher besprochen sind. Der Preis ist sehr mäßig gehalten.

„Natur und Kultur". Monatlich 2 Hefte. Vierteljährlich 2 Mark. Schriftleiter und Herausgeber Dr. Frz. Jos. Völler, München. 11. Jahrgang. Heft 7.

Inhalt: Zwei wichtige Gesetze der Planetenrotation. Von Dr. Reuter. — Winter in den Alpen. Von C. Michaelis. — Unsere Erkenntnis der Außenwelt und der Monismus. Von Dr. Herzig. — Aus unserm Eiben-Archiv. Der Herausgeber will ein möglichst vollkommenes Inventarium aller noch vorhandenen Exemplare dieses aussterbenden Baumes zusammenstellen und ersucht, ihm diesbezügliche Mitteilungen zukommen zu lassen. Wir machen ganz besonders auf dieses löbliche Vorhaben aufmerksam. — Altheimische Bauweise. Von Bez.-Baumeister Stelter. — Versuche über Sieden und Verdunsten. Von Prof. H. Rebenstorff. — Mathematische Aufgaben. Von Prof. Dr. Wieleitner. — Umschau am Himmel. Von Dr. F. Bidschof. — Wetterperioden. Von P. R. Handmann. — Zeitschriftenschau. Von Dr. Völler. — Dem vortrefflichen Inhalt entspricht auch wieder eine reiche und schöne illustrative Ausstattung. Jetzt wäre wieder Gelegenheit zu einem Abonnement, das wir angelegentlich empfehlen.

Verantwortlich: Franz Wahl. — Druck und Verlag der Aktiengesellschaft „Badenia" in Karlsruhe. — Rudolf Basler, Direktor.

Blätter für den Familientisch

Beilage zum Badischen Beobachter.

Erscheint wöchentlich zweimal: Mittwoch und Samstag.

№ 5. Karlsruhe, den 17. Januar. 1914.

Das Beichtgeheimnis.

Roman von Matthias Blank.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Als die alte Mooslechnerin dem Pfarrer die Karte des Fremden gegeben hatte, da war dieser zuerst erschreckt. Was konnte Hans Schrönghammer von ihm fordern? Aber dann war es ihm, als müßte diesen schließlich doch das Verlangen hergetrieben haben, einen Schuldlosen zu retten, eine Tat zu gestehen, der ein anderer beschuldigt wurde, jene Pflicht zu erfüllen, die er schon bei jener Beichte auf sich genommen hatte.

Und weil Ludwig Peruz so gerne daran glauben wollte, ließ er den Besucher sofort in sein Arbeitszimmer kommen.

Als Hans Schrönghamer dort eingetreten war, wartete er, bis sich der Schritt der alten Aufwärterin ganz in der Ferne verloren hatte, sodaß er kein lauschendes Ohr befürchten mußte. Mit einer Handbewegung bot ihm der Pfarrer einen Stuhl, aber Hans Schrönghammer machte von dieser Aufforderung keinen Gebrauch. Er blieb stehen.

„Sie wissen, daß Martha Holländer meine Braut ist."

Der Pfarrer nickte nur.

„Sie hatten in meiner Gegenwart wohl davon gesprochen, sie würde sich über einen erneuten Besuch von Ihnen freuen, aber ich selbst will keine weitere Begegnung mehr. Sie wissen doch, wie ich das meine."

Schon nach den ersten Worten hatte es der Pfarrer von Sankt Michael empfunden, daß diesen keine Reue hergeführt hatte, kein Wille, ein begangenes Unrecht gut zu machen. Und so mußte auch er weiter schweigen, wie er bisher geschwiegen hatte. Er verstand sich zu beherrschen:

„Ich glaube Sie zu verstehen. Aber wenn Fräulein Holländer mein Erscheinen wünscht —"

Da wurde er von Hans Schrönghammer schroff unterbrochen:

„Dann werden Sie nicht kommen. Ich will es nicht."

„Ich glaube aber nicht, daß Sie mir darin gebieten dürfen."

„Ich bin ihr Verlobter und brauche es als solcher nicht zu dulden, daß sie Besuche erhält, die mir nicht zusagen."

„Als Gatte können Sie es!"

„Sie irren sich! Wenn Sie keine unliebsame Erfahrungen machen wollen, werden Sie das Haus meiden."

Der Pfarrer von Sankt Michael wußte, daß dieser jede Drohung auch verwirklichen würde; er hatte ja von dessen Lippen jenes Geständnis vernommen, das ihn nicht zweifeln ließ, daß er im Zorne vor keiner Tat erschreckte.

„Ich werde tun, was mir Pflicht erscheint."

„So! Immer?"

„Ja!"

„Das ist doch gut, wenn es solche von Pflichtgefühl überschäumende Menschen gibt. Sie wissen, daß es Ihre erste und strengste Pflicht ist, zu schweigen. Worüber? Das brauche ich nicht zu sagen. Das aber ist der Grund, warum ich gekommen bin, Ihnen nochmals zu betonen, daß noch kein Priester das Beichtsiegel gebrochen hat. Ich will mir doch Gewißheit verschaffen, daß ich keine Gefahr zu befürchten habe. Ich kann also wirklich beruhigt gehen?"

„Fürchten Sie sich nicht vor einem strengeren Richter?"

„Nein! Jene törichten Gefühlsanwandlungen von damals, die mich zu Ihnen hingetrieben hatten, sind wie eine Kinderkrankheit glücklich überwunden. Wenn ich mich nur Ihres Schweigens versichert hatte!"

„Glauben Sie nicht, daß Gott auf andere Weise Gerechtigkeit üben kann?"

„Sie können nicht reden, auch der Tote nicht. Da müßte er schon mich selbst zum Bekennen bringen!"

„Sein Wille würde auch dies vermögen."

„Nur mit meinem Einverständnis. Ich aber werde nicht wollen."

Da hatte sich der Pfarrer von Sankt Michael zu einem Entschluß aufgerafft:

„Ich weiß nicht, was Ihre Anwesenheit sonst noch bezwecken könnte."

„Ich verstehe Sie schon! Seien Sie nur beruhigt! Ich werde gehen."

Und er neigte dabei, mit einem spöttischen Lächeln auf den gekniffenen Lippen, leicht den Kopf und verließ das Arbeitszimmer des Pfarrers. Dieser selbst aber war so erregt, daß er in langen Schritten auf und ab ging. Er mußte dabei erkennen, daß er von Hans Schrönghammer nichts hoffen durfte, der nur gekommen war, um sich des Schweigens des Pfarrers zu versichern, damit er einen um so vollständigeren Sieg erringen konnte. Den Zusammenhang mit der Tat selbst konnte nur der Pfarrer von Sankt Michael ahnen.

Hans Schrönghamer galt als Freund des Erschlagenen, mit dem er gemeinsam an manchen Unternehmungen beteiligt war; in einer solchen Angelegenheit, vielleicht in einer für Schrönghamer finanziellen Krise, mochte eine Differenz entstanden sein. Als Schrönghammer Bernhard Holländer aufsuchen wollte, hatte er die durch Ernst Peruz in der Erregung offen gelassene Türe vorgefunden, sodaß sein Eintreten vollständig unbemerkt geblieben war. Holländer mochte den Forderungen Hans Schrönghammers schroff ablehnend gegenüber gestanden sein, so daß dieser in momentaner Aufwallung die Tat beging, und ebenso unbemerkt wieder entfliehen konnte.

Dann erst, in den nächsten Tagen, da sich Hans Schrönghammer immer sicherer zu fühlen anfing, waren wohl auch seine weiteren Pläne gereift, durch die er mit der Hand von des Erschlagenen Tochter Holländers ganzes Vermögen an sich reißen wollte. Aber was nützte diese Erkenntnis? Er durfte nicht sprechen!

Die Unruhe des Pfarrers war eine so große geworden, daß er es fühlte, daß er keine Beherrschung über sie finden konnte. Dazu mußte er nur einen Weg. Und er verließ den Pfarrhof und schritt nach der alten, stillen Kirche von Sankt Michael hinüber.

Die Sonne umspann das Mauerwerk mit seinen glitzernden Strahlen, die durch die bunten Scheiben in das Innere einzudringen versuchten. Leise ging der Pfarrer nach dem Hochaltare zu; sein Blick war auf ein altes Mütterlein gefallen, das neben einer brennenden Kerze kniete, die von ihr geopfert worden war, und das wohl auch ein inniges Anliegen zu Gott emporschickte. Ihm allein konnte er alle seine Sorgen anvertrauen! Nur zu Gott durfte er von seinen Nöten sprechen, nur von ihm die Kraft erbitten, auch diese Heimsuchung mit gleichem Vertrauen tragen zu können, um dann im Gebete zu erflehen, daß alles sich noch wende zum Gerechten, zum Glücke für den Bruder. Menschen konnten nicht helfen!

Und als er nach einer Stunde in den Pfarrhof zurückgekehrt war, setzte er sich sofort an den Schreibtisch, um zuerst das Schreiben des Ordinariats zu beantworten; darin aber gab er den Entschluß kund, auf dem Posten, der ihm anvertraut worden war, auszuharren und nicht wie ein Fahnenflüchtiger fortzugehen, weil er einer Prüfung ausgesetzt worden sei; gleichgültig, wie das Gericht über seinen Bruder, über dessen Schuldlosigkeit er glaube, entscheiden möge, er werde seines Amtes als Pfarrer von Sankt Michael weiter walten, nur in dem Bestreben, das Beste für die Gemeinde zu erfüllen.

Und mit fester sicherer Hand setzte er seinen Namen darunter: „Ludwig Peruz, Pfarrer von Sankt Michael."

16.

Der Zuhörerraum des Schwurgerichtssaales konnte alle die Neugierigen nicht fassen, die sich herausgedrängt hatten, um bei dieser Verhandlung zugegen zu sein. Viele standen vor den

Türen, um bei einem gelegentlichen Oeffnen wenigstens einen Blick oder ein paar Worte zu erhaschen. Unter der Menge der Sensationsgierigen aber waren sehr viele aus der sogenannten besseren Gesellschaft, da aus den Zeitungsstimmen pikante Enthüllungen erwartet werden durften.

Sensation aber ist so oft die Triebfeder, die die große Masse in die Theater, Zirkusse oder in den Gerichtssaal treibt. Sogar manche zierliche, in parfümiertes dänisches Leder gezwängte Damenhand hielt ein Opernglas, um den interessanten Angeklagten und die Zeugin, deren Name so viel genannt worden war, noch besser zu beobachten.

Das Antlitz von Ernst Peruz war auffallend blaß. Nur als die Zeugen hereingerufen worden waren, als er unter diesen die Gestalt Martha Holländers erkannt hatte, war ein brennendes Rot über seine Wangen geflogen. Aber sie hatte es nicht gewagt, seinen Blick zu suchen. Sie war ja eines anderen Braut geworden.

Die Zeugen waren daraufhin wieder entlassen worden, und in der gewohnheitsmäßigen Form war dann die Verhandlung eröffnet worden.

Ernst Peruz war vor den Richtertisch getreten. Ohne Erregung und in sicherer Ruhe beantwortete er alle Fragen, worauf er den Sachverhalt so schilderte, wie er ihn bereits seinem Bruder angegeben hatte. Dabei blätterte der Staatsanwalt wie gelangweilt in den Akten; er hatte diese Angaben ja schon oft gelesen. Und als Ernst Peruz geendet, begannen erst die entscheidenden Fragen:

„Sie behaupten also, Bernhard Holländer verlassen zu haben, ohne mit ihm in ein tätliches Zusammentreffen geraten zu sein?"

„Ja!"

„Sie bleiben darauf bestehen, daß Sie nicht geflohen sind?"

„Ja!"

„Sie wollen also die Türe dabei offen gelassen haben?"

„Ja!"

„Sind Sie dabei auf der Treppe jemand begegnet?"

„Ich kann mich nicht erinnern. Ich war so erregt gewesen, daß ich nicht darauf geachtet hatte."

„Kann die Erregung nicht auch so groß gewesen sein, daß Sie dabei die Tat verübten?"

„Nein! Das müßte ich doch wissen!"

„Wie erklären Sie es dann, daß selbst Martha Holländer Sie für den Schuldigen hielt und, um Sie zu retten, dem Kommissar eine Unwahrheit mitteilte?"

„Irren ist menschlich! Ich kann nur die Wahrheit sagen."

Auch sein Verteidiger, ein noch junger Anwalt, hatte noch manche Fragen zu stellen, die aber von keiner so großen Bedeutung waren und lediglich erstrebten, für seinen Klienten wenigstens die Zubilligung mildernder Umstände zu erreichen.

Dann aber wurde das Zeugenverhör begonnen. Kriminalkommissar Weber war einer der ersten, der in seiner temperamentvollen Art seine Tätigkeit schilderte, das Ergebnis seiner Nachforschungen, wonach die Tat im Affekt begangen sein mußte; er berichtete dann die Aussagen, die ihm Martha Holländer gemacht hatte und die von ihm auf Grund gegenteiliger Angaben anderer Zeugen bald als unwahr erwiesen worden waren. Mit einer solchen Genauigkeit erzählte er alle Einzelheiten, ohne eine noch so unbedeutende Geringfügigkeit zu vergessen, daß an ihn nur eine Frage, aber von dem Verteidiger des Ernst Peruz gestellt wurde:

„Halten Sie es wirklich für unmöglich, daß nach dem Angeklagten noch eine Person in das Arbeitszimmer des Erschlagenen hatte gelangen können?" (Fortsetzung folgt.)

Japanische Erdbeben und Vulkane.

(Nachdruck verboten.)

Japan gehört zu den am meisten heimgesuchten, wenn der Ausdruck angewendet werden darf: klassischen Vulkanländern der Erde. In kurzen Zwischenräumen ist das „Land der aufgehenden Sonne" immer wieder die Stätte von Vulkanausbrüchen und von damit eng zusammenhängenden Erdbebenkatastrophen. Noch in lebhafter Erinnerung ist das furchtbare Erdbeben im Herbste des Jahres 1891, bei dem sich, gerade wie jetzt, die einzelnen Erdstöße hunderte von Malen hintereinander wiederholten und nur wenige Sekunden oder Minuten der Ruhe dazwischen eintraten. In den beiden am schwersten heimgesuchten Provinzen Owari und Mino wurden nicht weniger als 81 973 Häuser durch das Erdbeben zerstört, rund 5000 der nicht zusammengebrochenen fielen den Flammen zum Opfer, 500 000 Menschen wurden mit einem Schlage obdachlos, und an die 8000 Menschen fanden den Tod, während fast 10 000 verwundet wurden. Bei dem Erdbeben, das 37 Jahre vorher das Gebiet von Tokio heimsuchte, fanden gar über 100 000 Menschen den Tod, darunter die meisten durch die ausbrechenden Feuerbrünste. Der berühmteste Vulkan des Landes darf freilich zugleich sein harmlosester genannt werden. Es ist der den Japanern heilige, in ihrer Kunst so oft köstlich geschilderte Fusijama, der schon seit Menschengedenken sich ruhig verhält. Aber furchtbare, von Zeit zu Zeit wieder zur Tätigkeit erwachende Vulkane, finden sich im Norden wie im Süden des Inselreiches, und der schreckliche Bandaisan im Norden Japans tötete bei seinem furchtbaren Ausbruche im Juli 1890 Hunderte von Menschen. Doch selbst dieser gefürchtete Vulkan verschwindet gegen die Riesenvulkane des Südens, vor allem den Feuerkönig Aosan, den größten Vulkan der Welt, der auch jetzt wieder seine vernichtende Tätigkeit aufgenommen hat und die südlichste der großen japanischen Inseln, Kiuschiu, mit seinen Lavaströmen und seinem Aschenregen überschüttet. Viele, viele Male hat er die Umgebung, die zu Zeiten seiner Ruhe eine liebliche, blühende Landschaft ist, vernichtet; der erste beglaubigte Ausbruch wird von der Geschichte ins Jahr 796 verlegt, und der letzte (1908) ist noch keine sechs Jahre her. In der ganzen Zwischenzeit war der Riesenvulkan mit größeren oder kleineren Pausen tätig. Der Aosan mit seinem Hauptkrater von 25 Kilometer Durchmesser überragt sogar die Riesenvulkane von Hawai. Er erhebt sich auf einer Basis von 60 bis 70 Kilometer Durchmesser und bildet auf dieser einen ungeheueren flachen, sehr sanft ansteigenden Kegel, der sich 800 bis 1000 Meter über die Ebene erhebt. Nach innen fällt der Kraterrand steil ab, und der Kraterboden liegt im Durchschnitt 500 Meter hoch. Auf diesem Kraterboden erheben sich einzelne Zentralkegel; der höchste darunter erreicht etwa 1600 Meter Höhe.

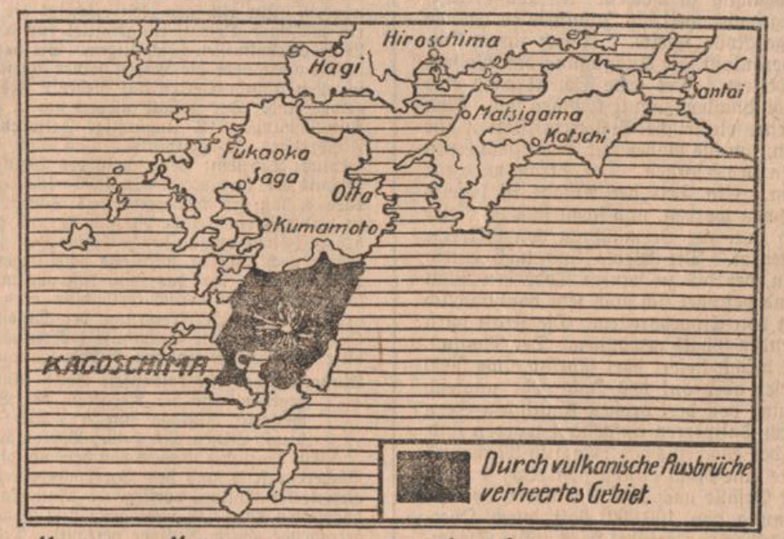
Schon in Kumamoto, also aus fast 40 Kilometer Entfernung, von wo aus der Vulkan für die Reisenden erreichbar ist, sieht man im Nordosten die Rauchsäulen des Aosan. Nähert man sich ihm, so durchwandert man Ebenen, in denen Reis gebaut wird, und gelangt, wenn man Toshita, einen kleinen Badeort am Fuße des Vulkans erreicht hat, in ein landschaftlich schönes, außerordentlich merkwürdiges Gebiet, eine Hochmoorregion mit schönen Wiesen und Mooren, die nach der Beschreibung einer deutschen Japanreisenden eine entfernte Aehnlichkeit mit den oberbayerischen Vorbergen hat. Unter dem fruchtbaren, blumenbedeckten Boden befindet sich aber eine richtige Hexenküche: von Zeit zu Zeit entdeckt man, daß brodelnder, mißfarbiger Schlamm den Boden bedeckt, man sieht heiße Quellen sprudeln und Dampfsäulen aus dem üppigen Walde aufsteigen, und die Bambusrohrleitungen, durch die die Japaner heißes Wasser in ihre Wohnungen leiten, sind ihre Heißwasserleitungen; denn der Vulkan steht in ihren Diensten und liefert ihnen heißes Wasser zum Baden und zum Kochen. Die letzte Strecke vom Rande des Plateaus bis zum Fuße des letzten Kegels ist eine wilde Gebirgslandschaft, ein Labyrinth von engen Tälern und steilen Kämmen im Liliputanermaßstabe Japans, ein Gebiet, das keinen Wald mehr enthält und geologisch besonders anziehend ist, weil es die merkwürdigsten Eruptivgesteine aufweist, in dem die ältesten Formationen und ganz junge Gebilde durcheinander gehen. Der Kegel des Nakadake (des Mittelgipfels) ist ein Wallfahrtsberg, auf dem ein Tempel steht; er hat unter den Zentralkegeln den kompliziertesten Bau. Er hat im Osten einen alten, nur zur Hälfte erhaltenen Kraterrand; der Durchmesser dieses Kraters mag früher 1½ bis 2 Kilometer betragen haben. Die Tätigkeit dieses Kraters beschränkte sich in der letzten Zeit auf das Auswerfen von Steinen, Bimssteinen, Asche und Wasserdampf, sowie auf die Bildung von Schwefel an den Fumarolen. Man kann, wenn der Vulkan nicht lebhaft tätig ist, bis an den qualmenden Schlund gehen, und sieht dann aus der trichterförmigen Oeffnung weißgraue Wolken emporsteigen und hört nur ein dumpfes Fauchen im Innern des Berges. Die ausströmenden Gase sind beinahe geruchlos. Bei dem Hauptkrater dagegen kann man nicht so weit an den Rand gehen; die Wände sind überhängend und bestehen aus bröckligem Gestein. Die vulkanischen Erscheinungen machen einen unheimlichen Eindruck: „Der große Krater hat etwas Tückisches, Hinterhaltiges, und obwohl hier nur spärliche Dämpfe emporsteigen, ahnt man, daß hier der eigentliche Höllenschlund ist, nur trügerisch bedeckt von grau-gelbem, zähem Schlamm, in dem Gasblasen aufsteigen, kleine Lachen voll brodelnder Giftbrühen, grell-gelber und grünlicher, orange- und zinnoberroter kristallinischer Niederschläge. Die Dünste, die hier aufsteigen, sind so atemberaubend und abscheulich, daß man sich schnell abwenden muß, wenn gerade ein solcher Brodem von unten heraufgeweht wird."

Aus der Chronik der Kälte.

(Nachdruck verboten.)

Ganz plötzlich ist der Winter zum „harten Mann, kernfest und auf die Dauer" geworden, tiefer und tiefer verkriecht sich das Quecksilber im Thermometerrohre, und aus einzelnen Gebieten Europas werden Kältegrade gemeldet, wie sie außerordentlich selten sind, so z. B. aus Röros in Südnorwegen 50 Grad unter Null. Freilich grimmige Kälte hat es auch in unseren Breiten, selbst in südlicheren Gegenden schon oft gegeben, wie die alten Chroniken wissen. Am 7. Februar 1740 z. B. hat Berlin seinen kältesten Tag erlebt. Genaue Angaben in Graden liegen zwar nicht vor, wohl aber weiß man, daß die Kälte im Oktober mit 29 Grad unter Null begann und bis zum April anhielt. An diesem kältesten Tage, dem 7. Februar, war es so kalt, daß die Thermometerflüssigkeit, damals Alkohol, angeblich fror und das Glas sprengte. Allerdings klingt das reüt märchenhaft, denn reiner Alkohol geht erst bei 130 Grad unter Null in den festen

Zustand über, und eine so tiefe Temperatur ist noch nie an einem Punkte der Erde, selbst in den Polargebieten, beobachtet worden. Temperaturen von 60 Grad unter Null sind aber in der jüngsten Gegenwart in bewohnten Gegenden gemessen worden. Wenigstens geben die Mitteilungen über die Städte des Winters 1906/07 in Alaska diese Temperaturen an, und in Dawson-City herrschte mehrere Tage hindurch solch grimmiger Frost, und die Folge davon war, daß Menschen und Häuser in Dampfwolken gehüllt waren und eine förmliche Nebelschicht über der Stadt lag. Kochendes Wasser, das man im Freien ausgoß, gefror unter heftigem Zischen sogleich, und selbst in den Häusern konnte man kaum kochen: dickflüssige Gerichte kochten auf dem Boden des Topfes, während die Oberfläche sich mit Eis bedeckte! Dies klingt zwar ein wenig amerikanisch, doch ist es nicht ganz unglaublich, denn die Häuser von Dawson-City sind primitive Blockhäuser. Sichere Bürgschaft für solche kaum glaubliche Kälte erblickt man gewöhnlich darin, daß große Meere oder starkströmende Flüsse auf längere Zeit zum Stehen gekommen sein sollen. Was da aus ganz alten Zeiten in Chroniken zu finden ist, läßt sich heute wohl kaum nachprüfen, so z. B. die Angabe, daß das Adriatische Meer 839 und ein zweites Mal 1234 an den Küsten zugefroren sein soll. Die Ostsee dagegen war mehreremale ziemlich sicher zugefroren. Man konnte angeblich in den Wintern 1305, 1320, 1323, 1399, 1423, 1438, 1546 und 1599, also achtmal in drei Jahrhunderten, von Danzig, Rostock und Lübeck zu Wagen nach Dänemark fahren, ja es sollen in diesem strengen Winter auf dem Eise der Ostsee Unterkunftshütten für die Reisende errichtet worden sein! Daß im Jahre 1658 die Ostsee wenigstens teilweise zugefroren war, ist sicher verbürgt, denn Karl X. überschritt mit seinem Heere einschließlich der Artillerie und des Trosses den kleinen Belt und konnte weiter über das Eis nach Laaland, nach Falster und von da nach Seeland gelangen. Im Jahre 1667 war noch im April der Zuider-See zugefroren, und im gleichen Jahre konnte man von der Elbemündung aus über das Eis bis Helgoland gehen. Flüsse frieren natürlich bedeutend leichter zu, als offene Meer, allerdings in neuerer Zeit wegen der Flußregulierungen und des größeren Verkehrs bedeutend seltener, als früher. Im Winter 1844/45 kam die Elbe an der Mündung vollständig zum Stehen; bei Blankenese sprengte man die Eisdecke mit Pulver und hunderte von Schiffen mußten in Cuxhaven eingefroren bis zum April warten, ehe sie in den Hamburger Hafen gelangen konnten. Die tiefsten Temperaturen, die Menschen erlebt haben, sind von Luftschiffern und Polarfahrern gemessen worden. Im Jahre 1901 maß der Meteorologe Süring in mehr als 10 000 Metern über dem Erdboden eine Kälte von 40 Graden unter Null. Nansen gibt in seinen Reisewerken häufig Temperaturen von 30 bis 40 Graden unter dem Nullpunkte an, einmal mißt er 50 Grade unter Null und dazu bemerkt er: „Wir befinden uns alle sehr wohl dabei."



Karte zum Vulkanausbruch auf der Insel Sakurashima (Japan).

Durch den Ausbruch des Sakuraschima-Vulkans auf der gleichnamigen Insel ist die Stadt Kapaschima sowie ein großer Teil der Insel völlig vernichtet worden. Nach den letzten Nachrichten sollen dabei ca. 5000 Menschen umgekommen sein.

Sverdrup hat solche Temperaturen ebenfalls gemessen, die jüngsten Polarfahrten, die Shackletons, Scotts und namentlich Amundsens im Südpolgebiete haben noch heftigere Kälte erlebt, und was den modernen Polarforschern recht ist, mußte ihren älteren Vorgängern wohl billig sein. Die ersten Europäer, die einen arktischen Winter erlebten, der Holländer Barents und seine Begleiter, geben an, 1596/97 sei es so kalt gewesen, daß ihre Hemden, die sie zum Waschen in heißes Wasser legten, sogleich mit dem Wasser zu einer festen Masse wurden, die man trotz heftigen Feuers nur mühsam erweichen konnte! Die Ueberwinterung Kanes hatte mit außerordentlich tiefen Temperaturen zu kämpfen. 60 Grad Fahrenheit, also etwas mehr als 50 Grad Celsius, wurden gemessen, und Schwadtka, der 1878 bis 80 zur Aufsuchung der Franklin-Expedition auszog, hat angeblich ein paar Tage hindurch 100 Grad unter dem Gefrierpunkte gemessen. Natürlich handelt es sich hier um Fahrenheitsche Grade, also 73 bis 74 Grade nach der Celsiusschen Skala. Der Kälterekord, der streng wissenschaftlich verbürgt ist, ist nicht ganz so kalt, weswegen die Schwadtkasche Angabe anzuzweifeln ist; bei dem Orte Matotschkin auf der Insel Novaya Semlja hatte der österreichische Gelehrte Höfer imf Jahre 1872 zwei Maximum- und Minimumthermometer zurückgelassen, die 37 Jahre später durch den russischen Maler Borsof aufgefunden wurden. Die beiden Temperaturextreme, die sich für diesen kältesten Punkt der Erde ablesen ließen, sind 15 Grad über und 70 Grad unter dem Nullstriche.

Vermischtes

Der Tod der ältesten Schauspielerin Europas. Am Montag ist in Kopenhagen, wie uns von dort geschrieben wird, die älteste Schauspielerin in Dänemark und ganz Europas mit dem Tode abgegangen. Dies war Frau Luise Phister, die am 21. Januar 1816 das Licht der Welt erblickt und somit das patriarchalische Alter von 98 Jahren erreicht hat. Trotzdem war die Künstlerin bis zum letzten Lebenstage frisch und rege; oft konnte man ihren klugen, weißhaarigen Kopf im Parkette des Königlichen Theaters sehen, auf dessen Bühne sie 60 Jahre lang eine hervorragende Rolle gespielt hatte, und noch war in der lebensfrischen Greisin das Theaterblut nicht ausgestorben. Halb schalkhaft, halb verschämt gestand sie, wenn sie so im Parkett sitze, dann spiele sie mit dem Gedanken, es könnte eine von den Künstlerinnen da oben plötzlich krank werden und eilig käme jemand zu ihr, um zu fragen, ob nicht die alte Frau Phister die Rolle übernehmen wolle. Und ob sie sie übernehmen wollte! Noch kannte sie alle ihre Rollen auswendig und die der anderen dazu. — Es war am 10. April 1835, als das damalige Fräulein Luise Peterjen in einem Scribeschen Lustspiele zum ersten Male auf dem königlichen Theater zu Kopenhagen auftrat. Sie war damals erst 18 Jahre alt und bezauberte alsbald durch ihre Frische und Natürlichkeit. Zwei Jahre später durfte sie zum ersten Male die klassische Kammerkätzchen-Rolle der Holbergschen Lustspiele, die Pernille spielen, und seitdem hat sie sich den Ruhm der klassischen Pernille des dänischen Theaters erworben. Sie hatte nicht weniger als 39 Holberg-Rollen auf ihrem Repertoir; darunter sämtliche Pernille-Rollen und sie hat diese Holberg-Gestalten im Ganzen 1012-mal gespielt. Mit allen Persönlichkeiten des klassischen und literarischen Dänemarks im 19. Jahrhundert ist Frau Phister gut Freund gewesen; sie kannte Oehlenschläger; sie hörte Andersen seine Märchen vorlesen; sie hat Thorwaldsen einmal in der Gesellschaft vorgeworfen, daß er beim Spiel mogle. Die Beliebtheit, die die Künstlerin in allen Gesellschaftskreisen genoß, grenzte an Enthusiasmus. So bewahrte sie unter ihren Briefschätzen ein Schreiben, auf dem mit ungelenker Kinderhand zu lesen war: „Liebe süße Frau Phister, wir lieben Sie alle zusammen" — es war der spätere Zar Alexander III. von Rußland, von dem dies treuherziges Liebesgeständnis herrührte. Der alte König Christian IX. pflegte jahraus, jahrein ihr einen Geburtstagsbesuch abzustatten. Am 28. Mai 1895 erschien Frau Phister zum letzten Male an der Stätte ihrer Triumphe. Fast 20 Jahre hat sie diesen Tag noch überlebt und bis zuletzt ist sie ein überall beliebtes Mitglied der Kopenhagener Gesellschaft gewesen.

Die Leibwache der Mona Lisa. „Es ist bitter kalt und mir ist schlimm zu Mute!" — Allnächtlich kann man diese dumpfe Klage jetzt im Louvre hören. Schlimme Zeiten für die armen Wächter! Die schönen Tage der Gemütlichkeit von ehedem sind vorbei, Mars regiert die Stunde und treibt die 150 Schatzhüter unbarmherzig allnächtlich hinaus in die dunklen Gänge und Treppen des schlafenden Gebäudes. Die Verwaltung des Louvre hat gefunden, daß jetzt, nachdem die Mona Lisa, man möchte sagen, wieder hinter Schloß und Riegel ist, ein neuer Geist einziehen müsse. Zunächst wurde der nächtliche Wachtdienst verstärkt und die Anzahl der Runden mehr als verdoppelt. 13 mal müssen jetzt die Wächter ihre Rundgänge durch das Gebäude machen und zwar 3 große und 10 kleine. Die große Runde ist eine wirkliche Marschleistung, wie die Wächter seufzen. Sie umfaßt nämlich etwas mehr als 5 Kilometer und führt treppauf, treppab, über Galerien und Höfe, durch alle Bureaus und Magazine, durch die Rumpelkammern und die Ausstellungszimmer. Außerdem sind an einzelnen versteckten

Baden-Württemberg
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK